Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

urn:nbn:de:gbv:45:1-59874

Visual Library

Der Beobachter.

Ein Volksblatt.

V. Jahrgang. Dienstag, den 27. Juni 1848. № 51.

Bestellungen auf das nächste Quartal des „Beobachters" bitte ich wo möglich noch im Laufe dieses Monats zu machen. Der mit der Bestellung franco einzusendende Vorausbezahlungspreis beträgt per Quartal: für Auswärtige (incl. Postporto) 36 Gr.; für die Stadt Oldenburg 34 Gr. frei ins Haus.

Auf dem Lande etwa vorkommende Unregelmäßigkeiten in der Zusendung der Blätter bitte ich sofort der Großherzoglichen Postdirection in Oldenburg anzeigen zu wollen.

Gerhard Stalling.

Zur Volksbewaffnung.

Mitten in den Jubel des in Freiheit jugendlich erstandenen Deutschlands tönt bedeutsam der Ruf nach Waffen, und in allen Gauen schaaren sich deutsche Männer, um das Waffenhandwerk, mit zwar ungewohnter, aber kräftiger Hand zu treiben, gern dafür die, durch lange Gewöhnung liebgewordene sonntägige Ruhe und Erholung opfernd; mehr oder minder sich bewußt, wie sehr die junge Freiheit männlich starken Schutzes bedarf, stellt willig sich der Reiche neben den Armen, ordnet der Höhere dem Niedern sich unter, wenn dieser der Waffen kundiger ist, als er. Und wahrlich, jeder Tag mahnet uns ernster, solche Gesinnung zu wahren; jeder Tag läßt uns mehr den innern und äußern Feind erkennen. Gewaltiger, gleich den empörten Fluthen, die, je mehr sie toben, je näher sie sich der sie zerschellenden Klippe wälzen, brechen über uns die Ereignisse herein. Außer unser Aller Berechnung liegt das Ende! Davon aber sind wir überzeugt, daß es nicht an der Zeit ist, müssig die Hände in den Schooß zu legen; sondern zu wachen, und uns zu rüsten, vor allen aber treu und fest zusammen zu stehen.

Grell wie ein Mißton berührt es daher, wenn allzukluge Leute ihren Witz versuchen an den Bestrebungen des Volkes, mit bewaffneter Hand den freien Heerd schirmen zu können; möchten sie doch bedenken, daß es Dinge giebt und Zeiten, die zu hoch und zu ernst sind, als daß der Witz ungestraft daran krittle.

Traurig ferner ist es, hier und da hören zu müssen: Nur die Regierungen seien im Stande, die Volksbewaffnung herzustellen. Glaubt man denn ernstlich, daß die Regierungen bemüht sein werden, ein Institut zu organisiren, welches uns unsre Errungenschaften auf immer sichert? So lange nicht mehr Beweise vorliegen, daß die Regierungen es wahrhaft meinen mit der Neugestaltung der Dinge, als bisher, ist dieser Glaube eine Thorheit. Möchten sie doch nur einmal ihre Nachtmütze lüften, daß ein belebender Hauch den beschränkten Unterthanenverstand kläre zum frisch-kräftigen Bürgersinn.

Die Regierungen endlich sollten erwägen, daß die Waffen in des Bürgers Hand nützlicher, auch für sie nützlicher sind, als in den Zeughäusern; denn der deutsche Bürger wird die Waffen nur für sein gutes Recht gebrauchen, und ließe man sich gelüsten, ihm dieses wieder zu schmälern, dann würde er die Waffen zu finden und zu erproben wissen!

Tossens, den 20. Juni 1848.

T. Keppler.

Auszug aus dem Protokolle
des politischen Vereins des Amts Abbehausen, vom 17. Juni 1848.

Der politische Verein beschäftigte sich zunächst mit den Fragen:

1) ist die Schule von der Kirche und
2) ist die Kirche vom Staate zu trennen?

Nach längerer Besprechung, an welcher namentlich mehrere Lehrer Theil nahmen, kam man im Wesentlichen über folgende Grundsätze überein:

Landesbibliothek Oldenburg

Da es einmal als gewiß vorauszusetzen sei, daß die Kirche in Zukunft nicht mehr in ihrer gegenwärtigen Stellung bleiben könne, und daß schon durch die künftige freiere Kirchenverfassung, auch wenn man an dem Verhältniß der Schule zur Kirche nicht rütteln wolle, Jene auf einen höhern Standpunkt kommen werde, so könne um so weniger von einer gänzlichen Trennung der Schule von der Kirche die Rede sein, als eine solche keinen Falls auch in Bezug auf den in der Schule bislang ertheilten Religionsunterricht Statt finden dürfe. — Wenn es gesagt worden sei, daß der Religionsunterricht aus der Schule zu entfernen sei, so sei das sehr bedenklich, weil nicht allein dadurch dem Berufe des Lehrers seine Krone genommen werden würde, sondern weil auch, wie es dem praktischen Lehrer unzweifelhaft sei, schon in der frühesten Jugend der religiöse Keim in die Kinder gelegt werden müsse, wenn aus diesem Keim ein kräftiger Baum erwachsen solle. Könne aber der Religionsunterricht nicht aus der Schule entfernt werden, so sei es klar, daß der Kirche in dieser Beziehung das Aufsichtsrecht nicht entzogen werden könne. — Im weiteren müsse indeß die Schule zur Staatsanstalt erhoben werden und es könne die Beaufsichtigung derselben in dieser Beziehung nur von mehreren (etwa 3) aus freier Wahl hervorgegangenen Schulinspectoren, geschehen, welche Letztere dann selbstredend unter Aufsicht des Staates zu stellen wären.

Zur zweiten Frage ward allgemein die Ueberzeugung ausgesprochen, daß die Kirche nicht durchaus vom Staate getrennt werden könne, wenigstens müsse dem Staate das Oberaufsichtsrecht verbleiben, um der Kirche nicht die Möglichkeit zu staatsfeindlichen Richtungen einzuräumen. Was aber das ganze innere Leben der Kirche angehe, so könne dies vernünftiger Weise und im Geiste der Gegenwart nur Sache der Gemeinden selbst sein.

Hiernach ward der Antrag gestellt:

Der p. V. wolle aussprechen, daß er es, im Einverständniß mit vielen sonstigen Kundgebungen der jüngeren Zeit, unumgänglich nothwendig erachte, daß das von den unbemittelten Einwohnern nach bisher gültigen Bestimmungen zu bezahlende Schulgeld ganz falle oder bedeutend ermäßigt werde und wolle der p. V. die geeigneten Mittel ergreifen, die entsprechenden Abänderungen, soviel in seinen Kräften stehe, baldmöglichst herbeizuführen.

Der Antrag ward einstimmig angenommen und einer dazu ernannten Commission aufgetragen, in einem Schreiben an Großherzogliche Regierung darauf anzutragen, daß den einzelnen Gemeinden des Landes aufgegeben oder freigestellt werden möge, sofort die Schulgeldsfrage in einer dem Bedürfnisse entsprechenden Weise zu erledigen.

Ferner ward von einem Vereinsmitgliede aus Stollhamm beantragt:

Der p. V. wolle es rügen, daß der angeordnete Bau einer neuen Brücke über das Stollhammer Sieltief erst jetzt, in einer Zeit wo die Ländereien mehr wie zu irgend einer andern Zeit im ganzen Jahre Zuwässerung nöthig hätten — welche durch den Brückenbau aufgehoben werde —, vorgenommen werden solle und daß in einer solchen Handlungsweise eine unverantwortliche Nachlässigkeit Seitens derjenigen Personen liege, welche den Brückenbau, der schon hätte beendigt sein können und müssen, verzögert hätten.

Der p. V. erachtete sich nicht competent zur Annahme dieses Antrags, da derselbe eine reine Communalangelegenheit des Kirchspiels Stollhamm enthalte; müsse aber bekennen, daß es ihm gleichwohl scheine, daß hier von irgend einer Seite eine unverantwortliche Nachlässigkeit vorliegen müsse.

Dann ward der Antrag gestellt:

Der p. V. wolle eine Addresse an die National-Versammlung in Frankfurt richten und darin sich dafür aussprechen, daß er in Bezug auf die künftige Verfassung des deutschen Bundesstaates nur die Majoritätsbeschlüsse der National-Versammlung für geltend und bindend erachte.

Der p. V. nahm den Antrag auf Absendung der Addresse mit Majorität an und bekannte sich einstimmig zu der Ueberzeugung, daß in der angegebenen Weise keine andere Autorität als die National-Versammlung denkbar sei.

Der zeitige Secretair.

Die Kirche.

Die warme Frühlingsluft hatte mich aufs Land gerufen. Die ganze Natur schien ihre Freude über die Abreise des gestrengen Herrn Winters auszudrücken, und es kam mir vor, als wenn die Menschen in der freien Luft freier athmeten und sich bewegten. Ich ging, ohne ein Ziel zu haben, über Feld und Wiese, durch Busch und Dörfer, bis ich mich endlich in der Nähe einer Kirche befand, die ich auf meinen ländlichen Wanderungen früher nicht gesehen hatte. Ich betrachte gern Kirchen auf dem Lande, und so verfolgte ich auch meinen Weg, der mich geradezu auf das Gotteshaus führte. Der Kirchhof schien ganz vernachlässigt, denn es waren weder gereinigte Pfäde da, noch eine ordent-

Landesbibliothek Oldenburg

liche Befriedigung vorhanden. An Monumenten fehlte es zwar nicht, aber es waren hölzerne Kreuze oder Bretter; bloß ein steinernes Begräbniß trat der Gleichheit im Tode aristokratisch entgegen. Es war ein ungestalteter viereckiger Kasten, und, wie ich an den Wappen und Inschriften sah, ein adlicher Begräbnißkeller, mit Luftlöchern versehen, damit der aristokratische Gestank auch noch im Tode die Menschen quäle. Die Kirche harmonirte mit ihrer Umgebung und ihrem Thurme, der seine Spitze verloren und ein Nothdach erhalten hatte. Beide Gebäude standen neben einander wie ein bettelndes Geschwisterpaar, wovon jedoch die Schwester Kirche am meisten zerlumpt erschien. Die untere Hälfte der Mauern war aus Feldsteinen massiv erbaut; die obere bestand aus Bindwerk und war an manchen Stellen gestützt. Dach, Fenster und Thüren waren im kläglichsten Zustande, und das einzig Neue an der Kirche war der Gitterkasten, an den die Kirchgänger ihre Andacht affigiren können, damit sie nicht zu gottesfürchtig werden. Ich hätte daran schreiben mögen: mein Haus ist ein Bethaus, ihr aber habt eine Mördergrube daraus gemacht. Da die Kirchthüre offen stand, so ging ich hinein, um die Merkwürdigkeiten des Innern zu betrachten. Ein unangenehmer Modergeruch kam mir entgegen, und ich fand, was man so oft in den Landkirchen findet: vergitterte Fenster, fratzenhafte Gemälde, verschiedene Wappen und einige Kirchenstühle für Honoratioren, die wie Bettstellen aussahen, vielleicht auch als Schlummerstätten dienen mochten. An den Stühlen der übrigen Gemeindeglieder waren die Namen der Eigenthümer theils eingeschnitten, theils angeschrieben und angeschnörkelt. Die Betrachtung derselben brachte mich auf den Gedanken, den ich schon früher oftmals ausgesprochen hatte, daß es unchristlich und widersinnig sei, die Sitze in dem gemeinschaftlichen Gotteshause zu verkaufen und die Armen entweder von der Erbauung abzuhalten oder sie zu zwingen, stehend Gottes Wort anzuhören. „Auch aus der Kirche", sagte ich bei mir, „verdrängt der Reichthum den Armen; es ist nur ein Glück, daß jener nicht nach dem himmlischen Gute trachtet, wie nach dem irdischen, deshalb bleibt denn auch noch Platz für den Unbemittelten in der Kirche." — In dem langen Gange lagen die schweren Grabplatten, welche die Gläubigen auch noch im Tode drücken. „Die Alten", dachte ich bei mir, „wünschten ihren Verstorbenen eine leichte Decke, (sit tibi terra levis!) und unsre drücken wir im Tode — doch auch die Lebenden drücken wir, welche die Schwere der symbolischen Bücher tragen, wie jene das Gewicht der Steinplatten." Unter diesen Betrachtungen und in der Moderluft der Kirche kam mein Protestantismus etwas in Gefahr, deshalb eilte ich hinaus ins Freie. Als ich die Thür hinter mir hatte, konnte ich den Ausruf nicht unterdrücken: „ein wahres Bild der protestantischen Kirche!"

Sie haben nicht Unrecht, sagte mir ein anständig gekleideter Mann, den ich nicht bemerkt hatte. Er war in den mittlern Jahren, und ich erfuhr im Fortgange unsers Gesprächs, daß er der Prediger dieser Gemeinde sei. Er schien ein wackerer, tüchtiger Seelsorger, der weder das Pfäffische des alten Systems, noch das Aufgeblasene des neuen Philosophen an sich hatte, und ich freute mich, Gelegenheit gefunden zu haben, die in mir aufgeregten Gedanken auszusprechen.

Aber, fragte ich, nachdem wir uns etwas bekannter geworden waren, wie können Sie es ansehen, daß sich die Kirche hier in diesem jämmerlichen Zustande befindet? Lassen Sie doch so bald als möglich bauen.

Sie kennen die Stellung der Prediger nicht; sie sind gewissermaßen nur Handlanger ihrer Vorgesetzten, welche auf den Wunsch und Willen der Untergebenen oft wenig Rücksicht nehmen. Wenn es an meinem Willen läge, so hätten wir längst eine neue Kirche.

Sieht man denn die Nothwendigkeit des Baues nicht bei den Kirchenvisitationen ein, die doch jetzt alle Jahre gehalten werden? Wozu nützen sie denn, wenn das nicht beachtet wird, was zur würdigen Feier des Gottesdienstes gehört?

(Schluß folgt.)

Ein gerechter Wunsch.

Es hat uns leid gethan, daß wir unter den zur Leitung der Wahlen zum Frankfurter Parlamente bestellten Commissarien Administrativbeamte treffen mußten, Beamte, die, abgesehen von ihren persönlichen Eigenschaften, in ihrer seitherigen abhängigen Stellung sicherlich nicht dasjenige Vertrauen beanspruchen konnten, das die Leitung eines, das höchste politische Interesse der Staatsbürger — die Verwirklichung der bürgerlichen Freiheit — berührenden Geschäfts erforderte, ein Vertrauen, das diese Beamten jetzt in so bewegter Zeit um so weniger haben konnten, wo das büreaukratische System, in welchem die Administrativstellen wurzeln, überall durchbrechen und zu einer mittelalterlichen Ruine geworden ist, um neuen, von dem Geiste der Zeit getragenen Institutionen Platz zu machen.

Doppelt schmerzlich aber berührte es uns, unter jenen Commissarien auch den ersten Beamten des Amts B., Kreises N. anzutreffen, einen Mann, der, irren wir nicht, noch im verwichenen Jahre wegen einer von ihm angeblich auf nicht eben gesetzliche Weise geleiteten Ergänzungswahl des Kirchspiels-Ausschusses zu B....., auf den Antrag einiger der Wähler, die ihn der absichtlichen Verlegung von Stimmzetteln ꝛc. beschuldigten, in Untersuchung kam. — Näheres über die Sache enthielten vor etwa $1\frac{1}{2}$ Jahren die Neuen Blätter. — War dieser Beamte nicht einmal im Stande, einen nur Local-Interessen berührenden Wahlact zu leiten, so war er sicher noch weniger befähigt, einer Wahlhandlung zu präsidiren, in welcher es sich um Oldenburgs Vertreter auf jener constituirenden National-Versammlung handelte, welche berufen ist, einen die Volksfreiheiten verbürgenden und überhaupt dem gegenwärtigen geläuterten Volksbewußtsein entsprechenden Staatenbau auf dem Schutthaufen des nun in Trümmern liegenden Polizeistaats aufzurichten. —

Es war uns anfangs unerklärlich, daß nicht von Seiten der Wahlmänner des Kreises N. gegen diesen Beamten als Commissar sofort Protest eingelegt wurde,

Landesbibliothek Oldenburg

doch hörten wir später — und wir sind mit diesen Gründen einverstanden — daß zwar von einem solchen Proteste unter einigen derselben, namentlich auch auf der Vorwahl zu B., die Rede gewesen, derselbe jedoch im Interesse der Sache: um die Wahl nicht zu verzögern, oder gar ausfällig zu machen — aufgegeben sei. —

Warum wir nun noch post festum diese Angelegenheit hier zur Sprache bringen? lediglich deshalb, geneigte Leser, weil wir nicht wünschen, bei den nun wohl nicht mehr fernen Wahlen zu unserm ersten constituirenden Landtage noch einmal den ersten Beamten zu B. als Wahlcommissar anzutreffen, weil wir vielmehr die gerechte Erwartung auszusprechen uns gedrungen fühlen, jene Wahl im Amte B. durch einen, das volle Vertrauen der Wähler genießenden Commissar geleitet zu sehen.

Wie auch das Wahlgesetz ausfallen möge, so darf mindestens nicht dieser Beamte wieder unter den Wahlcommissarien Platz finden. . . .

Oeffentliche Sitzung des Stadtraths. Juni 23.

Von den Gegenständen, welche verhandelt wurden, ist der eine besonders wichtig, und theilen wir, als ein erfreuliches Zeichen, die Verhandlung darüber den geehrten Lesern mit.

Der Vorstand des Stadtraths trug ein Magistratsschreiben vor, worin der Stadtrath aufgefordert wird, sich dem Magistrate anzuschließen, um das Verfügungsrecht der Gemeinde über die von der Gemeinde aufgebrachten Octroigelder zu beantragen. — Außer minder wichtigen Gründen wurde in diesem Schreiben angeführt, das Gesetz selbst spräche dem Großherzoge nicht das Recht der Verfügung über die Octroigelder zu, sondern nur das Recht, die Gegenstände zu bestimmen, auf welche eine städtische Eingangssteuer gelegt werden solle.

Nach mehrseitiger Besprechung über die Richtigkeit dieser Mittheilung bemerkte Geh. Hofr. Toel: der Stadtrath habe schon vor 3 Jahren beim Cabinet auf Einigung der Octroi- mit der Stadtkasse angetragen, diesem Antrage habe sich der Magistrat damals nicht angeschlossen; das sei jetzt zu thun, weil damit dasselbe erreicht werde. Er könne sich einem Antrage nicht anschließen, in dem der Magistrat das in dieser Sache früher vom Stadtrath Geschehene durchaus unberücksichtigt lasse; er lege dieser späteren Auslegung des Gesetzes wenig Werth bei, da in allen bezüglichen Akten die zu Gunsten des Großherzogs bestehende Auslegung nie angefochten sei.

Rathsherr Schröder hielt es nicht für wichtig, noch Aenderungen zu treffen, da auf mehrere Jahre über die Bestimmung der Octroigelder bereits verfügt und die Aufhebung derselben nahe sei.

Klempner Fortmann erklärte sich gegen jede neue Maßregel, welche ein Fortbestehen der Octroi voraussetze; er stelle den Antrag, die Octroi aufzuheben.

Nach einer regen Theilnahme der Mitglieder an dieser Debatte beschließt der Stadtrath einstimmig: einen früheren Beschluß des Stadtraths aufzuheben, wornach die Aufhebung der Octroi nur dann erst geschehen sollte, wenn eine Vergrößerung der Stadt vorhergegangen sei; und beantragte **die unbedingte Aufhebung der Octroi.** *

Eine bescheidene Frage.

Beim letzten Ausmarsch unserer Truppen am Dienstag wurde es von denselben sehr übel vermerkt, — man hörte darüber viele, nicht sehr schmeichelhafte Ausdrücke von den Soldaten — daß das Hautboistencorps, nachdem es das Bataillon eine Strecke vor die Stadt hinaus gebracht hatte, wieder ganz gemüthlich nach derselben zurückkehrte. Auch das Publikum wunderte sich über dieses unschädliche Manöver nicht wenig und machte seinem Erstaunen in allerlei anzüglichen Redensarten Luft. Vor allen Dingen fragte man sich, warum die Musici, die doch zu den Soldaten gehörten, und im Grunde auch nichts Anderes seien, nicht auch die Mühsalen und Beschwerden derselben im Kriege theilen, wenigstens erleichtern sollten? — ob unser Musikcorps denn etwas anderes sei als die Musikcorps anderer Truppen, die doch auch mit denselben ins Feld rücken müßten? — die Musik sei doch nicht bloß dazu da, um in Friedenszeiten auf blanker Parade zum Zeitvertreibe etwas vorzuspielen, sondern wohl auch, wenn es die Umstände erforderten, um in der Schlacht den Muth des Kriegers frisch zu beleben. — Von den Soldaten hörte man hie und da die bescheidene Aeußerung, daß sie das Mitausmarschiren des Musikcorps nicht ihretwegen, sondern ihrer Kameraden wegen in Schleswig gewünscht, und hätten sie ahnen können, daß es nicht geschähe, so würden sie sich jedenfalls auch die Begleitung des Corps durch die Stadt verbeten und statt seiner sich lieber ein Liedchen geträllert haben. — Man sagt zwar, daß der Oberst Ranzow das Zurückbleiben des Musikcorps bewirkt habe, man will's aber auch wieder nicht glauben und andern Einfluß wittern; es wäre daher am Platze, wenn von da aus, wo es am sichersten geschehen kann, eine befriedigende Antwort in dieser Sache gegeben würde — man ist es den Soldaten und auch dem Publikum schuldig! —r.

Bitte.

Herr Pastor Geist wird um Angabe der Gründe ersucht, nach denen er — in den „Neuen Blättern" — es für wünschenswerth erachtet, daß die Schule der Kirche verbleibe. 30.

Einsendungen werden unter der Adresse:
An die Redaction des Beobachters in Oldenburg
in der Verlagshandlung von Gerhard Stalling
unfrankirt angenommen.

Redacteur: H. Voigt. — Schnellpressendruck und Verlag von Gerhard Stalling in Oldenburg.

Landesbibliothek Oldenburg

Der Beobachter.

Ein Volksblatt.

Wöchentlich erscheinen zwei Nummern in 1/2 Bogen. Der Vorausbezahlungspreis ist für auswärtige Abonnenten, einschließlich des Oldenburgischen Postporto's, vierteljährlich 36 Gr.; für die Abonnenten der Stadt Oldenburg 34 Gr. frei ins Haus.

V. Jahrgang. Freitag, den 30. Juni 1848. № 52.

Skizzen aus der Gegenwart.

(Von der Jeverländischen Küste.)

1.

„Wenn Jemand eine Reise thut, so kann er was erzählen", so dachte ich wie einst „Herr Urian", und wollte nun hinaus in die Welt. — „In die Welt" will bei mir aber gewöhnlich nur sagen: „etwas weiter, als bis hinter Vaters Kohlgarten". Gleichwohl bin ich dies Mal weiter gekommen. —

Schon auf der ersten Station hatte ich Gelegenheit, „Menschen zu sehen, ihre Bienensorgen und Riesenprojecte, ihre Götterpläne und Mäusegeschäfte." — Indem ich nämlich meine Schritte östlich der nahen Jahde zulenkte, gewahrte ich eine — Schanze und, in einer kleinen Entfernung davon, einige sich bewegende Gestalten, die ich beim späteren Annähern als Söhne des Mars erkannte. —

Ei, dachte ich, hier bist du sicher und kannst dein Sauerkraut in Ruhe verzehren, ohne daß die Dänen es dir erst versalzen; — denn wenn auch die Schanze ohne Kanonen dasteht, — so kann man ja — „wenn Holland in Noth ist" — die anderthalb Stunden von hier entfernt stehenden zwei Kanonen en miniature leicht hier herbringen. — Der Feind wird alsdann im Angesicht solcher Vorkehrungen sich gewiß erst mal besinnen — und kann er — falls er es nöthig finden sollte, ja zu rechter Zeit Reißaus nehmen. — O Riesenprojecte, — O Mäusegeschäfte! —

Man behauptet fast allgemein, daß das an der Jeverländischen Küste stationirte Militair (in Hooksiel 60 bis 70, in Horumersiel 30 bis 35 Mann) zweckmäßiger vertheilt und besonders die nordöstlichste Ecke Jeverlands, der „Schillig", stark besetzt werden müßte. Nun sollte man auch nach der Ansicht des „unbewaffneten" Menschenverstandes glauben, die Nothwendigkeit einer Besetzung des „Schilligs" mit Militair sei leicht einzusehen, weil ja daselbst der Feind am ersten und leichtesten landen kann. Allein wenn der Menschenverstand sein Auge mit der kriegswissenschaftlichen Brille bewaffnet, so erscheint ihm die Sache etwas anders, und darum werden die Herren Offiziere die Unzweckmäßigkeit der Küstenbewachung, wie sie bis jetzt besteht, auch wohl nicht zugeben. — Um aber über diesen Gegenstand richtig urtheilen zu können, wird nöthig sein, daß man sich zuvor eine genaue Kenntniß des Terrains verschaffe. Inzwischen werden die „Unbewaffneten" — hier — „in des Krieges rauher Schule" — auch wohl Gelegenheit haben, sich mit den Grundsätzen der höhern Taktik etwas bekannt zu machen. — Ohne Zweifel wird dies für die Zukunft von großem Nutzen sein, — denn obwohl wir uns bisher nur mit Mundfechtereien zu beschäftigen brauchten (während unser Militair sich täglich üben mußte, — die Mühseligkeiten eines ungewohnten Schlaraffenlebens ertragen zu lernen), so wird das in Zukunft doch nicht mehr genügen. — Am Ende müssen noch wohl gar einige „Federlanzen" gespitzt und eingelegt werden. —

2.

Ich lenke die Aufmerksamkeit jetzt auf einen andern Gegenstand, welcher mit dem eben besprochenen so ziemlich verwandt ist. — Ich meine die allgemeine Volksbewaffnung. — Auch diese Sache läßt noch viel, — sehr viel — zu wünschen übrig. — Von H. nach K—g. fahrend, hatte ich Gelegenheit, hierüber einige Kunde einzuziehen — und da habe ich denn leider gefunden, daß es mit unserer Volkswehr im Allgemeinen noch sehr traurig bestellt ist. — Immer werden nur einzelne Oerter genannt, wo bereits Waffenübungen eingeführt sind und mit ziemlich gutem Erfolg betrieben werden; während in den meisten andern, selbst stark bewohnten Ortschaften, noch nichts für die Sache geschehen ist.

Landesbibliothek Oldenburg